



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Welterklärungsversuche. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Alle die hier angestellten Betrachtungen und Vorschläge dürften in dem Rahmen der allgemeinen Wehrpflicht liegen; die allgemeine Wehrpflicht würde erst dann im Sinne Scharnhorsts vollständig durchgeführt sein, wenn Jugenderziehung, Dienst bei der Fahne und vaterländische Vereinigungen nach dem Austritt aus dem Heere in eine planvolle Verbindung gebracht wären. Kein Volk würde imstande sein, uns zu überwinden, wenn wir unsre Kraft in der angedeuteten Weise sofort auf den Befehl zur Mobilmachung für Kampf, Ersatz des Abgangs, Pflege der Verwundeten und Kranken und Ordnung im Innern des Vaterlandes in kürzester Frist entwickeln könnten.

C. v. H.



Welterklärungsversuche

1



solange ein Volk keine andre als seine eignen Glaubensmeinungen kennt und seine Priester oder einige seiner Priester die einzigen Denkenden unter ihm sind, solange fühlt sich der durchschnittliche Volksgenosse durch die Auskunft über die ersten und letzten Dinge, die ihm seine Religion gewährt, vollkommen befriedigt. Bei uns sorgen die Schulbildung, die Presse und der Weltverkehr dafür, daß jeder so ziemlich alle Glaubensmeinungen, die jemals in der Welt geherrscht haben, wenn auch meist nur sehr oberflächlich, kennen lernt, und da auch ein vielfacher Zwang zum Denken geübt wird, so ist fast jedermann ein wenig Philosoph, d. h. er versucht sich im Welterklären, oder er wählt wenigstens zwischen den Erklärungen, die ihm dargeboten werden, und modelt die erforne nach seinem Geschmack und Bedürfnis. Romanleser pflegen aller vierzehn Tage oder vier Wochen eine andre Weltanschauung zu haben, nämlich jedesmal die des Romanhelden, mit dem sie sich gerade beschäftigen. Und wer nun schreiben kann und Zeit dazu hat, der bringt seine Religion oder Philosophie gern zu Papier und, wenn er einen Verleger findet, in die Öffentlichkeit. Findet eine solche gedruckte Weltweisheit Leser, so findet sie gewöhnlich auch einige Gläubige, denen sie genügt, wie sie dem Verfasser genügt hat. Bildet sich dieser ein, das Welträtsel gelöst zu haben, so ist das eine Illusion, die ihm Freude macht und niemandem schadet; unangenehm wird die Sache für ihn erst, wenn er sich einbildet, seine Lösung müsse aller Welt genügen, und die Menschheit müsse ihn als ihren Heiland begrüßen; denn dann wird er zwar nicht gekreuzigt, aber ausgelacht. Wir unsrerseits wissen es längst, daß es hienieden

Grenzboten III 1896

21

keine Lösung des Welträtsels giebt noch geben kann, und sehen die Lösungsversuche, soweit wir sie verfolgen können, bloß daraufhin an, was sie an nützlichen, praktischen Wahrheiten und Ratschlägen, an unschädlichen Trost- und Beruhigungsmitteln oder an schädlichen Irrtümern enthalten. Aus den auf unserm Büchergestell lagernden Weltweisen greifen wir zu diesem Zweck für diesmal drei aufs Geratewohl heraus, zwei Deutsche und einen Franzosen und stellen zunächst den unbedeutendern der beiden Deutschen mit dem Franzosen zusammen. Nordheim*) war durch das Werk: Werden und Vergehen von Carus Sterne aus langen peinvollen Zweifeln erlöst worden und glaubte dann, von den Gedanken Krauses erleuchtet, „in der als gemein verschrienen Natur die tiefste Lehre unsers Religionsstifters erfüllt“ zu sehen; den Zweiflern, die leiden, wie er gelitten hat, will er mit seinem Buche „den Ausweg aus dem verschlungenen Wirrsal des Glaubens und Wissens“ weisen. Da sein Buch ein Compendium der modernen Kosmogonie, der Geologie, der Darwinischen Entwicklungslehre und der Kulturgeschichte enthält und ganz hübsch geschrieben ist, so kann es Leuten, die sich oberflächlich über diese Dinge unterrichten wollen, für diesen Zweck so gut empfohlen werden wie irgend ein andres nicht gerade klassisches Handbuch. Aber Zweiflern können wir es nicht empfehlen; sie würden vom Regen in die Traufe kommen; der Verfasser irrt sich, wenn er glaubt, daß das, was ihn befriedigt hat, auch geeignet sei, andre zu befriedigen. Funck-Brentano*) (den die Grenzbotenleser aus dem 23. Heft des Jahrgangs 1893 als den Verfasser eines guten Buches über Politik kennen) scheint stets ein gläubiger, doch nicht kirchlicher Christ geblieben zu sein und will durch sein Buch, das er seiner Tochter widmet, etwas dazu beitragen, daß die Moral, in der der eigentliche Sinn des Lebens liege, in den Herzen der Jugend aufs neue keime. Er entwickelt eine Menge hübsche Gedanken über den Unterschied der Geschlechter, über Kindererziehung und über soziale Fragen, von denen wir einige, z. B. denen über gewisse Ausbreitungen des heutigen Unterrichtswesens, schon in dem Buche über die Politik begegnet sind. Nordheim leugnet das Jenseits, Funck-Brentano hält es für die unentbehrliche Ergänzung des Diesseits. Von den Selbsttäuschungen Nordheims, die den Zweiflern, wenn sich ihm solche anvertrauen wollten, Täuschung und Enttäuschung bereiten würden, wollen wir nur zwei hervorheben.

Nordheim findet, nach Darwins Methode forschend, in der Natur das Gesetz, daß der Mensch keinen andern Zweck habe als die Erhaltung der Art. Indem er diesen Zweck mit Bewußtsein erfülle, sei und handle er moralisch. Mit der bewußten Erfüllung jenes Naturzwecks ist natürlich nicht bloß das

*) Die Erfüllung des Christentums auf Grundlage der Entwicklungslehre von P. Nordheim. Berlin, Bibliographisches Bureau, 1894. — *L'homme et sa destinée* par Th. Funck-Brentano, professeur à l'école libre des sciences politiques. Paris, librairie Plon, 1895.

Kinderzeugen gemeint, sondern auch und mehr noch die Übung der Nächstenliebe und die Erfüllung aller sittlichen Pflichten, weil sittliches Verhalten Lebensbedingung für das Menschengeschlecht sei. In diesem sittlichen Verhalten nun soll der Mensch sein Glück finden, sodaß er der Hoffnung auf eine jenseitige Seligkeit nicht bedürfe. Was den Menschen unglücklich mache, das sei zumeist das Streben nach Gütern, deren Wert auf Einbildung beruhe. Der Weltzweck könne kein anderer sein, als die Erhaltung der Harmonie — sagen wir statt dessen des Gleichgewichts — aller Teile der Welt unter einander. In der Körperwelt erhalte sich das Gleichgewicht von selbst. Der Mensch müsse seine Vernunft gebrauchen, um sich mit seiner Umgebung im Gleichgewicht zu erhalten, und das geschehe eben, wenn er für die Erhaltung der Art lebe und darin seine Befriedigung finde. Indem er der Verwirklichung des Weltzwecks diene, beglücke er sich selbst.

Darauf ist zu erwidern, daß dem Menschen die Erhaltung seiner Art, oder irgend einer Art, an sich das gleichgiltigste von der Welt ist. Die Natur mag aus uns unbekannten Gründen Arten entstehen lassen, sie einige tausend Jahre lang erhalten und dann dem Untergang preisgeben — was geht das uns an? Was könnte uns daran liegen, wenn die Ungeheuer der Vorwelt erhalten geblieben wären? Im Gegenteil, es ist uns lieb, daß sie verschwunden sind, und wir werden auch den Wölfen keine Thräne nachweinen, wenn sie vollends verschwinden, obwohl wir solche Bestien in den zoologischen Gärten ganz gern einmal betrachten. Wir lieben die grüne Wiese, den Wald und den Blumengarten, aber ob sich die Pflanzenwelt aus drei Millionen oder bloß aus drei tausend Arten zusammensetzt, das interessiert doch nur die Botaniker. Mögen ein paar tausend Arten aussterben, wir Nichtbotaniker merken das gar nicht; wenn nur die Wiese grün bleibt und ein paar bunte Blumen darauf stehen, so sind wir schon zufrieden. Und liegt uns etwa soviel daran, daß die Mongolen oder die Neger oder die Russen oder die Polen erhalten bleiben? Um die edlern Rassen würde es uns leid thun, wenn sie ausstürben, und um die unedlern insoweit, als wir wünschen, daß einige Mannichfaltigkeit auf dieser immer langweiliger werdenden Erde erhalten bleiben möge; doch ist das schon ein ästhetischer Wunsch, von dem der Bauer wahrscheinlich nichts weiß. Gewiß würde sich jeder vor dem Gedanken entsetzen, allein auf der Welt zu sein, und insofern wünscht wohl jeder die Erhaltung des Menschengeschlechts. Aber da die Erfüllung dieses Wunsches durch das Walten des Naturtriebes in der Masse ohne die bewußte und absichtsvolle Mitwirkung der Denkenden gesichert ist, so kann das Bewußtsein, auch selbst etwas dazu beizutragen, nichts sonderlich erhebendes und beglückendes haben. Um so weniger, als ein denkender Mensch Zweifel daran hegt, ob es für die Mehrzahl ein Glück sei, zu leben. Beglückend würde das Wirken für die Erhaltung der Art nur dann sein, wenn wir wüßten, daß unsre Nachkommen glücklich sein würden. Natürlich fühlen

wir uns verpflichtet, für die zu sorgen, die einmal da sind, aber der Gedanke einer starken Vermehrung der Nachkommenschaft erfüllt uns weit mehr mit Besorgnis als mit Freude. Wir geben dem Verfasser zu, daß sich die Menschen viel unnütze Plage machen und eingeübete Leiden schaffen, und wir halten seine Erinnerung an ein Wort Luthers für sehr nützlich, der bei einem Blick auf seinen blühenden Garten einmal äußerte, wir sollten uns an solchem Paradies genügen lassen, wenn nur Sünde und Tod weg wären. Aber der Tod ist eben nicht weg, die Krankheit auch nicht, und außer der Sünde giebt es noch allerlei andres Elend; es giebt Millionen Menschen, die im Frühling wie in allen andern Jahreszeiten in dunkeln Löchern stecken und statt der Blumen nichts sehen als Schmutz und Lumpen. Solange also der Verfasser nicht für die Verwirklichung utopischer Träume sorgt und für die ärmere Mehrzahl der Menschen die äußern Bedingungen des Glücks herbeischafft, wird diese Mehrzahl des Trostes der Hoffnung auf ein jenseitiges Leben bedürfen, und der Gedanke an die Zukunft der zu erhaltenden Art wird die Denkenden mehr mit Kummer als mit Freude erfüllen. Geradegu Entsetzen aber flößt dieser Gedanke ein, wenn man dem auch von Nordheim verkündigten naturalistischen Glauben huldigt, wonach das Weltende für die Menschen durch allmähliches Erkalten des Erdballs herbeigeführt werden soll. Wer würde nicht wünschen, daß ein Weltbrand das ganze Menschengeschlecht gleichzeitig vernichtete, ehe ein Volk nach dem andern verhungert, bis zuletzt nur noch einige zu Eskimos verkümmerte Tropenbewohner auf ihre Hinrichtung durch Hunger und Kälte warten?

Eine zweite Selbsttäuschung besteht darin, daß der Verfasser seine naturalistische Weltansicht für das echte Christentum hält. Das erklärt sich einerseits aus der immer noch verbreiteten Ansicht, wonach Christus weiter nichts als ein vortrefflicher Morallehrer und ein Muster moralischen Lebenswandels gewesen sein soll, andererseits aus dem tiefen Eindruck, den das Neue Testament im Gemüte derer, die es in der Jugend gläubig gelesen haben, auch dann hinterläßt, wenn sie später den Glauben verlieren; weil sie noch tiefe Ehrfurcht vor Christus empfinden, so glauben sie Christen zu sein. Nordheim betont sogar aufs stärkste, daß Christus sein Ideal, sein Vorbild sei, dem er nachzufolgen strebe. Die Nachfolge Christi ist ein Inventariestück des Kirchenglaubens, das auch von vielen Gegnern der Kirche weitergeschleppt wird, obwohl nur Gedankenlosigkeit Christum als Vorbild für alle Menschen hinstellen kann. Aus dem Knabenalter Christi erfahren wir, daß er seinen Eltern gehorsam gewesen sei und ihnen wie andern Menschen Freude gemacht habe; von seinem weitem Leben bis zu seinem dreißigsten Jahre aber wissen wir — nichts. Und doch ist das gerade die Zeit seines Lebens, in der er ein Beispiel für uns sein könnte, wenn wir etwas davon wüßten, die Zeit, wo er wahrscheinlich als Handwerker im Haushalt seiner Eltern gelebt und Beziehungen zu Ver-

wandten, Nachbarn, Freunden und Kunden gehabt hat, wie sie eben bei gewöhnlichen Menschen vorkommen. Was aber hat er in der Zeit seines öffentlichen Wirkens, von der wir etwas wissen, gethan? Ledig bleiben, mit einer Schar von Jüngern und von frommen Weibern umherziehen, von milden Gaben leben, polizeilich nicht angemeldete Volksversammlungen abhalten, Wunder wirken, den Armen die frohe Botschaft verkündigen, daß sie Gottes Lieblinge und zum großen himmlischen Gastmahle berufen seien, die Angesehenen und die Obrigkeiten, die ihm nicht glaubten, öffentlich Heuchler, Schlangenbrut, Prophetenmörder und Kinder des Teufels schelten, vor Gericht sich als Sohn Gottes, Weltenrichter und König der Wahrheit vorstellen und den Richtern darüber hinaus kein Wort antworten, endlich als Verbrecher hingerichtet werden, ist das ein Vorbild für ehrsame königlich preussische oder königlich sächsische Unterthanen? Es ist richtig, manches an ihm kann auch von uns Unterthanen nachgeahmt werden. Man konnte ihm kein gemeines Laster oder Verbrechen nachsagen, aber das ist glücklicherweise nichts besondres, darin können uns auch viele Heiden und Juden zum Vorbilde dienen; er hat ein paar Stunden gelitten ohne zu klagen, aber viele vor und nach ihm haben Tage, Wochen, Jahre hindurch noch größere Qualen standhaft und geduldig ertragen; er war voll Güte, aber gerade die besondere Art und Weise, wie er seine Güte bewies, durch Wunderheilungen und wunderbare Speisungen und Tränkungen, kann von uns nicht nachgeahmt werden. Nein, darin, daß er unser Ideal wäre, liegt Jesu Bedeutung wahrhaftig nicht; niemand kann, niemand mag ihm ähnlich werden; sondern darin, daß er als Bote aus jener Welt erscheint, denen, die ihm glauben, die Gewißheit des jenseitigen Lebens einflößt („Niemand hat Gott je gesehen, der eingeborne Sohn, der im Schoße des Vaters ist, der hat uns von ihm erzählt“), und daß er ihnen die Teilnahme an seinem eignen jenseitigen, ewigen Leben verheißt. Wer ihn als eingebornen Sohn Gottes und als Vermittler des ewigen Lebens nicht anerkennt, für den mag er immerhin eine interessante geschichtliche Erscheinung sein, mehr kann er ihm nicht sein, am wenigsten sein Ideal und der Begründer seiner Religion.

Es ist merkwürdig und vielleicht als eine natürliche Reaktion gegen die wilden Klassen- und Interessentkämpfe unsrer Zeit zu erklären, daß so viele naturalistische Morallehrer unter dem Namen Altruismus einen Grad der Selbstverleugnung fordern, der über den von Christus geforderten hinausgeht. Auch Nordheim fordert, daß man das eigne Wohl dem Wohl des Nächsten, der Gattung nachsetze. Der ursprüngliche Egoismus, schreibt er, „der Trieb, sich für die eigne Person jeden Vorteil zu sichern, findet seine Vollendung im Altruismus, in dem Bestreben, unter Aufgeben des eignen Ichs einem andern, seinem Nächsten die erreichbaren Vorteile zuzuwenden.“ Und er glaubt, daß das das Moralgesetz Christi sei, während die Kirche eine egoistische Moral lehre. Das ist aber leere Einbildung; die „egoistische“ Moral der Kirche ist

aus dem Neuen Testament geschöpft. Christus verlangt nirgends, daß wir uns für den Nächsten aufopfern und unser Ich aufgeben sollen; er fordert nur, daß wir dem Nächsten nach Kräften wohlthun, und daß wir ihn „lieben wie uns selbst“; weder sollen wir das eigne Glück dem des Nächsten, noch des Nächsten Glück dem eignen opfern, sondern beides möglichst ins Gleichgewicht bringen, was ja oft recht schwer sein mag. Wenn der edle Mensch im Konflikt der Interessen sein Glück und sogar sein Leben dem des Nächsten opfert, so folgt er damit dem Zuge seines Herzens und dem Beispiel Christi, der sein Leben für die Brüder hingab — es ist das einer der Punkte, in denen Christus ein Vorbild für einzelne, niemals für alle werden kann —, aber geboten hat ihm das Christus nicht. Seine Jünger lobt er, weil sie alles verlassen haben, aber nicht aus Liebe zu den Brüdern, sondern aus Liebe zu ihm und um im Himmel hundertfältige Vergeltung für das Geopferte zu empfangen. Den von Gott mit außergewöhnlicher sittlicher Kraft ausgerüsteten Seelen rät er, chelos zu bleiben, alle ihre Habe an die Armen zu verteilen und ihm nachzufolgen, aber wiederum nicht aus „Altruismus,“ sondern um des Himmelreichs, d. h. um der eignen Seligkeit willen. Und wenn er rät, sich lieber die Hand abzuhacken oder das Auge ausreißen zu lassen oder das leibliche Leben zu opfern, als einer Versuchung zu schwerer Sünde nachzugeben, so macht er auch hier wieder das eigne Wohl des Versuchten zum Beweggrunde: er soll so handeln, um dem höllischen Feuer zu entgehen. Christus fordert also nichts wider die Natur, die den Selbsterhaltungstrieb zum mächtigsten aller Triebe gemacht hat und auch in den Menschen machen mußte, wenn sie die Erhaltung des Menschengeschlechts wollte. Er hat daher auch nirgends die Sinnengenüsse für Illusion erklärt, obwohl er nach einer höhern Seligkeit zu streben mahnt. Nordheim geht nicht soweit wie die Pessimisten, aber er behauptet wenigstens, daß die meisten sinnlichen Genüsse nur auf Einbildung beruhten. Auch die feinste Cigarre schmecke nicht im Finstern, und selbst eine erprobte Weinzunge vermöge mit verbundenen Augen nicht mit Sicherheit roten von weißem Wein zu unterscheiden. Beides mag wahr sein, aber auch in der dichtesten Finsternis kann man Tinte und sogar auch schon Essig von gutem Wein ganz deutlich unterscheiden. Es stünde schlimm um die Blinden, wenn es anders wäre. Kein Sinnengenuß ist Illusion, so wenig wie irgend ein Schmerz; sind doch die Sinneswahrnehmungen, und zwar vorzugsweise die lebhaftesten, die mit Lust oder Unlust verbundenen, das einzige in der Welt, dessen Wirklichkeit uns unmittelbar gewiß ist. Illusionen sind nur gewisse Vorstellungen, die oft unberechtigterweise an die sinnlichen Genüsse geknüpft werden, z. B. daß es ein Genuß sei, in einem Monat fünfzehn Nächte durch zu tanzen, oder daß man den Genuß des Essens täglich sechs Stunden lang haben könne. Illusion ist es vor allem, wenn sich ein Mensch, der einmal über die Stufe der Tierheit hinaus ist, einbildet, daß er fortan noch in der Beschränkung auf Sinnengenuß

Befriedigung finden könne.^{*)} Wie den Pferden, so kann man auch den Menschen ihr Schicksal an der Leibesgestalt ablesen. Man stelle auf die eine Seite einen Kommerzienrat und eine Metzgersgattin, und ihnen gegenüber einen Bergmann, einen Töpfergesellen und eine Waschfrau, sämtlich 55 Jahr alt, und man beantworte sich die zwei Fragen: Sind die Empfindungen Illusionen gewesen, die die Lebensvorgänge begleiteten, denen die beiden ersten ihre runden Formen, ihre glatte Haut, ihre blühende Farbe und ihre heitern Mienen, die drei auf der andern Seite das Gegenteil verdanken, und sind die mit angenehmen oder unangenehmen Empfindungen verbundenen animalischen Lebensvorgänge so ungeheuer gleichgiltig für das Wohl des Menschen und der Menschheit, wie die Verkünder erhabener Sittenlehren behaupten? Oder wird vielleicht der Verlust von Lebensglück durch Genieblitze aufgewogen, die der Drang der Not in Grubenarbeitern, Töpfergesellen und Waschweibern erzeugt? Oder durch edle sittliche Eigenschaften? Dieses wohl hie und da; insbesondre sind wir mit Chamisso geneigt, zu glauben, daß die durchschnittliche Waschfrau sittlich höher stehe als die durchschnittliche Metzgersgattin; öfter aber sind Stumpfsinn, Verbitterung, Neid und ein zänkisches, unverträgliches, zornmütiges Wesen die Folge.

Junc-Brentano, der bei weitem klarer und tiefer und dessen Lebensauffassung gesünder ist, erkennt an, daß es ein Wirken ohne Beziehung auf unser eignes Wohl nicht giebt, daß die Selbstliebe auf allen Stufen der Entwicklung des Menschen berechtigt bleibt, und daß die Nächstenliebe, z. B. in der Gestalt des religiösen und des patriotischen Fanatismus, nicht selten in eine verderbliche und verwerfliche Leidenschaft ausartet. Wenn er sich trotzdem aufs heftigste gegen die Anerkennung der Thatfache sträubt, daß auch die aufopferndste Nächstenliebe nur eine höhere Form der Selbstliebe ist, so darf man darauf weiter kein Gewicht legen, schon darum, weil er selbst einmal diese Polemik einen Streit um Worte nennt. Ganz verfehlt ist es, wenn er die von ihm behauptete wesentliche Verschiedenheit der Selbstsucht und der Aufopferung damit beweisen will, daß essen und aus Nächstenliebe hungern zwei ganz verschiedene Handlungen seien, die man unmöglich mit einander verwechseln könne. Essen und aus Geiz hungern sind ebenso verschieden von einander, und doch ist der Geizige, wie niemand bestreitet, nicht weniger selbstsüchtig als der Gourmand. Was verschieden ist, das sind nicht die Triebe, sondern die Personen. Der Trieb ist in allen derselbe Trieb der Selbsterhaltung und derselbe

^{*)} Mit größerer Berechtigung als bei den sinnlichen kann man bei manchen geistigen Genüssen fragen, ob sie nicht reine Illusion seien, z. B. bei verschiednen Arten, den Ehrgeiz zu befriedigen: durch Erlangung eines Ordens oder Titels, durch einen Rekord usw. Und wie steht es mit den Nordpolfahrern? Hat es einen vernünftigen Sinn, an eine Aufgabe, deren Lösung ganz gewiß praktisch und wahrscheinlich auch wissenschaftlich wertlos ist, sein Leben zu setzen und um ihrer willen unerhörte Beschwerden und Martern zu erdulden?

Drang nach Glückseligkeit; verschieden aber sind die Personen, von denen sich die einen vorzugsweise beim passiven Sinnengenuss, die andern bei der Arbeit (die man, wenn sie mit einer dem leiblichen Wohl förderlichen Körperanstrengung verbunden ist, als aktiven Sinnengenuss bezeichnen kann), noch andre in der Befriedigung des Ehrgeizes, wieder andre im Gedankenaustausch und die edelsten in der Aufopferung für den Nächsten glücklich fühlen.

Die Liebe und die Moralität faßt Funch-Brentano gesund auf, indem er lehrt, daß die Moralität weder aus wissenschaftlichen Untersuchungen gewonnen noch durch Unterricht übertragen werden könne, sondern daß sie nur im Leben, im Wechselverkehr der Familienglieder, der Freunde, der Berufs-, Gemeinde- und Volksgenossen erzeugt und nur durch das Leben, durch die Einbeziehung des jüngern Geschlechts in die thätige Ausübung aller Pflichten fortgepflanzt werde. Aber in zwei Stücken macht er der Altruismusbisexualmoral unsrer heutigen Entwicklungstheoretiker und Sozialmoralisten ungebührliche Zugeständnisse. Wie sie, läßt er die Sittlichkeit in der Nächstenliebe aufgehen, verkennt also, daß es mehrere von einander verschiedene und unabhängige sittliche Ideen giebt. Das Gerechtigkeitsgefühl fällt mit der Nächstenliebe oder dem Wohlwollen so wenig zusammen, daß der Liebreiche oft ungerecht und der gerechte Mann oft hart und lieblos ist. Und wer, ohne irgend welche Absicht dem Nächsten zu dienen, bloß um nicht der Fäulnis zu verfallen, unausgesetzt thätig ist und so die sittliche Idee der Vollkommenheit oder Güte zu verwirklichen strebt, der ist, obwohl er vielleicht durch seine Thätigkeit manchen Mitmenschen verleiht und kränkt, in jener einen Beziehung zweifellos sittlicher als einer, der, wenn er es haben kann, auf dem Lotterbett liegen bleibt, ohne irgend jemand ein Leid zuzufügen. Das andre unberechtigte Zugeständnis besteht darin, daß er das Sittliche mit dem der Gesamtheit Nützlichen in eins setzt, ganz so wie Nordheim, der schreibt: Nützlich ist, was dem Einzelwesen, sittlich gut, was der Gesamtheit Nutzen bringt, und der Carneris Grundsatz, so zu leben, daß daraus die größtmögliche Glückseligkeit der größtmöglichen Anzahl von Menschen zu teil wird, als die Grundlage der Moral anerkennt. Funch geht von der Schwierigkeit aus, die Pascal mit den Worten hervorgehoben hatte: *Trois degrés d'élévation du pôle renversent toute la jurisprudence. Un méridien décide de la vérité; en peu d'années de possession, les lois fondamentales changent; le droit a ses époques. Plaisante justice d'une rivière borne! Vérité en deçà des Pyrénées, erreur au delà! Pourquoi me tuez-vous? Eh quoi! Ne demeurez-vous pas de l'autre côté de l'eau? Mon ami, si vous demeurez de ce côté, je serais un assassin; et cela serait injuste de vous tuer de la sorte; mais puisque vous demeurez de l'autre côté, je suis un brave, et cela est juste.* Erleuchtet durch die vergessene Gegenschrift eines Freundes Pascals, Domat, den er über Montesquieu stellt, glaubt Funch, die Lösung der Schwierigkeit gefunden zu haben, die eben die ganz gewöhnliche

und allgemein bekannte Lösung der Zweckmoral ist. Die Gerechtigkeit erfordert die Aufrechterhaltung der Gesellschaftsordnung. Störe ich diese Ordnung durch einen Mord, so werde ich mit Recht als ein Mörder bestraft; stören aber die auf der andern Seite des Wassers die Ordnung durch einen Angriff, so erfülle ich eben durch Tötung der Angreifer meine Pflicht, die Gesellschaftsordnung aufrecht zu erhalten. Das heißt also verallgemeinert, die Moralität einer Handlung hängt davon ab, ob sie der menschlichen Gesellschaft nützt oder schadet. Diese Lösung der von Pascal hervorgehobnen Schwierigkeit ist aber aus zwei Gründen keine Lösung. Erstens behaupten in jedem Kriege beide Teile, der andre sei der Ruhestörer, und nur sehr selten liegt das Recht so deutlich auf der einen Seite wie im Jahre 1870. Dann aber: welche Ordnung, oder die Ordnung welcher Gesellschaft bin ich denn verpflichtet aufrecht zu erhalten? Ist es denn so gewiß, daß die Sache der Franzosen die Sache der Menschheit sei, wenn die Franzosen mit den Spaniern Handel bekommen? Warum soll sich nicht ein Franzose, der von dem guten Recht der Spanier überzeugt ist, mit diesen verbünden dürfen? Warum soll nicht der Mennonit sagen dürfen: nicht um die Gesellschaftsordnung handelt es sich in eurer Rauferei, sondern um Beute, ihr seid alle beide Räuber und Mörder; ich folge dem Gebot Christi und thue nicht mit? Und welcher von den Parteien in unserm Vaterlande muß ich mich anschließen, wenn ich die Gesellschaftsordnung aufrecht erhalten und das allgemeine Beste befördern will, den Agrariern, oder den Antisemiten, oder den Christlich-Sozialen, oder den Demokraten? Aber ganz abgesehen von den vielen verschiedenen Ordnungen, die einander bekämpfen und es zum Begriff einer die ganze Menschheit umfassenden Gesellschaftsordnung und eines allgemeinen Menschheitswohls gar nicht kommen lassen, bleibt uns der Zusammenhang zwischen unsern Handlungen und dem Wohl der Menschen verborgen; wir vermögen die Wirkungen und Folgen unsrer Handlungen nicht vorauszusehen. Ist es doch eine bekannte und alltägliche Erfahrung, daß manchmal die edelsten Handlungen zum Schaden des Nächsten ausschlagen, und daß Eltern oft nicht einmal in dem, womit sie das Glück ihrer Kinder zu begründen gedenken, das Richtige treffen. Ohne Zweifel gehören die sittlichen Triebe mit zu den Kräften, die die Menschheit erhalten und fördern, aber ebenso unzweifelhaft sind sie nicht die einzigen solchen Kräfte, und es ist die Frage, ob, wenn dem Menschen außer der Nächstenliebe kein anderer Trieb eingepflanzt wäre, das Menschengeschlecht überhaupt noch vorhanden wäre. Gewiß steht es um eine Gesellschaft wohlwollender, gerechter und friedfertiger Menschen im allgemeinen besser als um ein Gezücht boshafter Haderlazen, und wenn alle Menschen blutdürstige Tiger wären, so käme überhaupt keine Gesellschaftsordnung zu stande; auch dürfen wir wohl überzeugt sein, daß wir durch gute Handlungen im allgemeinen Nutzen stiften, durch böse Schaden anrichten; aber in keinem einzelnen Falle haben wir die Gewiß-

heit, daß unser pflichtgemäßes Handeln der Gesamtheit Vorteil bringen werde. Daraus folgt, daß es eine vom Weltzweck abgeleitete Moral gar nicht geben kann. Es giebt keine andre Moral als die Erfüllung unsrer Pflichten, die wir entweder durch Belehrung als Gebote Gottes kennen lernen oder in der Gestalt sittlicher Ideen durch unsre Vernunft inne werden. Wir sind moralisch, wenn wir unsre Pflichten erfüllen, gleichviel was daraus entsteht; wie Gott unsre Pflichterfüllung für die Verwirklichung des Weltzwecks verwenden will, das müssen wir ihm überlassen; weder kennen wir den Weltzweck genau, noch vermögen wir, wenn wir uns einbilden, ihn erkannt zu haben, die Wirkung unsrer Handlungen in Beziehung auf diesen vermeintlichen Weltzweck voranzuberechnen. Wir müssen schon zufrieden sein, wenn bei unserm Wirken in unsrer nächsten Umgebung etwas Erfreuliches herauskommt, woraus wir die Hoffnung schöpfen können, daß unser Leben im ganzen mehr zum Gedeihen als zum Verderben der Menschheit beigetragen haben werde.

Der Zweck jedes Wesens, meint Funck, könne und müsse aus seiner „Struktur“ erkannt werden; aus der Beschaffenheit des Menschen glaubt er nun schließen zu müssen: *l'homme est fait pour s'élever à la science des choses et par elle, à la certitude de l'existence de Dieu. Tout le reste n'est que négation, illusion ou erreur.* Und er bestimmt dann am Schlusse die zu erstrebende Erkenntnis Gottes noch näher dahin, daß der Mensch, von einem kindischen Gottesbegriffe ausgehend, Gott zuletzt begreife nicht bloß als die höchste Vernunft, *mais comme l'amour infini, la perfection souveraine, l'idéal éternel qui échappe à son intelligence, mais vers lequel tendent et toute la puissance d'affection et tout le besoin de bonheur qu'il éprouve.* Das stimmt sowohl mit Johannes 17, 3 als mit dem Katechismus, nur daß der Katechismus das Gewicht nicht so einseitig auf die Erkenntnis Gottes legt, sondern den Dienst Gottes durch Nächstenliebe ausdrücklich als die Wirkung hervorhebt, ohne die die bloße Erkenntnis unfruchtbar und wertlos sein würde. Außerdem aber weicht Funck noch darin vom Katechismus ab, daß er die Kulturentwicklung als den Weg zu dieser Gotteserkenntnis und zur Erlangung der Gewißheit des Daseins Gottes darstellt. Das ist sie aber nur bis auf Christus gewesen; seit dem erfreuen sich gerade die Einfältigen (Lukas 10, 21) der Gewißheit, daß Gott ist, und daß er der himmlische Vater, daß er die Liebe ist, während den Trägern der Kulturentwicklung sowohl das Dasein Gottes wie seine Natur mehr und mehr zweifelhaft wird.

Bei seiner christlichen Überzeugung kann Funck nicht Darwinist im gewöhnlichen Sinne sein. Das sind wir auch nicht, können aber die Art und Weise, wie Funck gegen den Darwinismus auftritt, nicht besonders glücklich finden; er bekämpft sehr lebhaft die Übertragung des Kampfes ums Dasein auf das Gebiet der menschlichen Gesellschaft und behauptet, hier gelte das entgegengesetzte Gesetz wie in der niedern Natur, nicht durch Kampf, sondern durch

das Einvernehmen (entente) der Menschen unter einander werde die Kultur erzeugt und gefördert. Ist es voreilig, die Geltung der darwinischen Grundsätze für die unterhalb des Menschen stehenden organischen Wesen zuzugeben — denn erwiesen ist sie noch nicht —, so ist es unbegreiflich, wie man die Notwendigkeit und die Bedeutung des Kampfes gerade für das Menschengeschlecht leugnen kann, die zu erkennen es Darwins gar nicht bedurft hat. Freilich kann der Mensch nichts ausrichten ohne das Einvernehmen mit andern Menschen. Aber zu einer entente cordiale aller Menschen ist es doch noch niemals gekommen und wird es wohl auch nie kommen. Der Zusammenschluß vollzieht sich immer nur gruppenweise, und je enger sich die Glieder einer Gruppe aneinander schließen, desto feindlicher pflegt diese Gruppe andern Gruppen gegenüberzustehen. Gerade diese Zusammenschlüsse sind die Ursache immerwährender wütender Kämpfe, wie wir aus der Völkergeschichte wissen und an den Parteien, Klassen, Berufsständen, auch schon an Familien und Familienverbänden täglich sehen. Und wer möchte behaupten, daß die Kulturentwicklung auch ohne den geistigen Kampf zwischen Schulen und Sekten, ohne die wirtschaftlichen Konkurrenzkämpfe und ohne Völkerkriege denkbar wäre? Wenn übrigens der Verfasser zuletzt zu dem Ergebnis kommt, daß Kampf und Harmonie, wie im Reiche der chemischen Elemente und der Bazillen so auch in dem der Menschen, nur verschiedene Ansichten derselben Sache seien, so bricht er damit seiner Polemik selbst die Spitze ab.

Es kommt öfter vor, daß Fund nach Franzosenart mit einem Feuerwerk geistreicher Einfälle und schöner Phrasen, in denen sich seine beaux sentiments offenbaren, eine Ansicht verteidigt, um dann schließlich die Berechtigung der entgegengesetzten einzugestehen. Ein besonders interessanter Fall ist folgender. Er greift aufs heftigste die Arbeitswerttheorie an und behauptet, das Gesetz von Angebot und Nachfrage müsse mit dem Gebote der Liebe zusammenfallen. „Vom ökonomischen Gesichtspunkte aus sind es die Bedürfnisse der Menschen, und nicht ihre [in den Waren steckende] Arbeit, was den Wert der Dinge bestimmt [die Kleinigkeit, daß diese Dinge hier eben nur als Waren in Betracht kommen, und daß das der ganzen Sache ein andres Gesicht giebt, übersieht er], und vom moralischen Gesichtspunkte aus sind es ihre affections, was die Natur und den Grad ihrer Bedürfnisse bestimmt.“ Für affection in diesem Zusammenhang giebt es keine Übersetzung, denn es stecken beide Grundbedeutungen des Wortes: Neigung und Leidenschaft, und noch der Begriff der Wertschätzung darin. Affektionswert kann man allenfalls mit Liebhaberwert übersetzen, aber Liebhaberei würde keine ganz angemessene Übersetzung für Affektion sein. Das Wort würde bei einem Briefmarkensammler passend sein, aber weder die Affektion eines echten Kunstfreundes richtig bezeichnen, der für ein wirkliches Kunstwerk einen sehr hohen Preis zahlt, noch die Narrheit einer Frau, die ein bestimmtes Kleid um jeden Preis haben will, nicht weil sie in den Gegenstand an sich ver-

narrt wäre, sondern weil sie damit alle ihre Freundinnen zu übertrumpfen gedenkt. Der Satz des Verfassers paßt bloß für die Luxusbedürfnisse. Auf Nahrung, Kleidung, Wohnung, Arbeitswerkzeuge und Transportmittel, worin die Hauptmasse aller Waren besteht, läßt sich der Begriff des Affektionswerts nicht anwenden. Hier sind die Bedürfnisse eben wirkliche Bedürfnisse, mit der Natur und mit der sozialen Lage des Menschen gegeben und von seinem persönlichen Geschmack, von seinen persönlichen Wünschen oder Einbildungen unabhängig. Da wir hier die Sache nicht ergründen, sondern nur oberflächlich beleuchten wollen, so sehen wir von dem Umstande ab, daß die Grenze zwischen dem wirklichen und dem durch Affektion geschaffnen Luxusbedürfnis flüchtig ist. Aus den Ausführungen der aufgestellten Behauptung bei Fundt heben wir nur folgende Sätze heraus, die den Kern seiner Meinung enthalten. „Je mehr die Menschen bei ihren Tauschgeschäften jeder den Affektionen des andern Rechnung tragen, desto vollkommener wird ihr Einvernehmen, desto mehr wachsen ihre Hilfsmittel, desto besser geht ihr Fortschritt von statten; je weniger sie es thun, desto kraftloser wird ihr Einvernehmen, und desto tiefer sinken ihre Intelligenz und ihre Moral. . . . Vollkommener als in den Künsten und Wissenschaften, als in den Glaubenssätzen und Einrichtungen offenbart sich der geistige und sittliche Zustand der Völker in der Güterzirkulation. . . . Das Zirkulationsgesetz fällt mit dem Moralgesetz zusammen. Dieses Gesetz allein erklärt uns, wie ein armes Volk über alle Schwierigkeiten zu triumphiren und groß zu werden vermag von dem Augenblick an, wo die Menschen, aus denen es besteht, in allen ihren Beziehungen und besonders bei ihren Tauschgeschäften jeder auf die Affektionen des andern Rücksicht nehmen.“*) Sa, wenn nur dieser Augenblick nicht für unsre heutigen reichen Völker unwiderbringlich dahin wäre! Denken wir uns ein von der Welt abgeschlossenes Dorf auf der Stufe der Naturalwirtschaft, und einen Bauer darin, dem das Brotkorn ausgegangen ist. Kommt er zu einem Nachbar, der reichen Vorrat an Getreide hat, und bietet ihm eine Kuh an, so steht nichts im Wege, daß dieser ihm eine Getreidemenge giebt, die der Affektion des Bittenden zu seiner Kuh entspricht. Wenn ich aber heute im Wäscheladen Stragen kaufe, so mag ich zehnmal wissen, daß viel tausend Spinner, Weber und Nähterinnen im größten Elend leben, daß sie ihre eigne Arbeitskraft, die sie opfern, und die mit ihrer Gesundheit zusammenfällt, notwendigerweise viel höher schätzen müssen, als sie von ihren Unternehmern geschätzt wird, und daß sie eine große Affektion zu allerlei schönen Dingen haben, die sie gern kaufen möchten, aber ihres geringen Verdienstes wegen nicht kaufen können; ich mag das alles wissen und vor Begierde brennen,

*) Wird ein kleines armes Völkchen von einer Hungersnot heimgesucht, so verläßt man sich keineswegs auf das freie Spiel wohlwollender Berücksichtigung der Affektionen, sondern die Obrigkeit legt Beschlagnahme auf die Vorräte und mißt jedem seinen täglichen Anteil zu; dadurch pflügt die Schwierigkeit überwunden zu werden.

diesen armen Leuten den gerechten Preis zu zahlen — ich kann es nicht. Wollte ich dem Kaufmann den doppelten Preis anbieten, so würde er mich als einen Narren auslachen, und nähme er das angebotne Geld, so müßte er es in seiner Tasche behalten oder an beliebige andre Leute verschenken, die mit der Herstellung seiner Waren nichts zu thun haben, denn er kann die in verschiedenen Ländern zerstreuten Personen, die zur Aufertigung der Kragen zusammengewirkt haben, nicht ermitteln, und die Personen, die das Zeug zu diesen bestimmten Kragen gewirkt haben, können überhaupt nicht ermittelt werden. Bei der heutigen Produktions- und Güterumlaufsweise ist es also unmöglich, daß beim Tausch gerade der häufigsten und in größter Masse vorkommenden Waren der eine auf die Affektion des andern Rücksicht nähme; das ist nur in einzelnen Fällen möglich, die auf den Zustand der Gesellschaft im ganzen keinen Einfluß haben. Da bleiben also für die Wertbestimmung keine andern Kräfte übrig als auf der einen Seite das Bedürfnis, das meistens keine bloße Affektion ist, und auf der andern Seite die Produktions-, Verteilungs- und Transportkosten, in denen die Arbeitslöhne den größten Posten ausmachen. Daher läßt sich der Smith-Ricardo-Margischen Theorie mit Moral nicht beikommen. Alle Niederträchtigkeit, meint Fund, nehme ihren Anfang von der Notwendigkeit, in die sich die Menschen versetzt finden, als Händler billig einzukaufen und teuer zu verkaufen, als Produzenten und Konsumenten aber teuer einzukaufen und billig zu verkaufen. Wohl wahr, aber indem er anerkennt, daß die Menschen dazu genötigt sind, muß er auch die Unmöglichkeit zugeben, diese Schwierigkeit, die aus den technischen Bedingungen des heutigen Wirtschaftslebens entspringt, durch sittliche Einwirkungen zu lösen.

Damit wollen wir weder die hohe sittliche Auffassung Fund's getadelt haben, noch den sittlichen Einwirkungen ihren Wert absprechen. Wir beklagen den heutigen Zustand ebenso wie Fund, und wir haben ihm schon bei Besprechung seiner „Politik“ beigestimmt in der Beurteilung eines Verhältnisses, das mit zur heutigen Tauschwirtschaft gehört, des rein geschäftlichen Verhältnisses zwischen Unternehmern und Arbeitern, das an die Stelle des frühern sittlichen und gemüthlichen Verhältnisses zwischen Meistern, Gesellen und Lehrlingen getreten ist, wobei vorausgesetzt wird, daß dieses zweite Verhältnis so sei, wie es sein kann und soll, wohl aber auch früher schon nicht durchweg gewesen ist und heute fast nirgends mehr ist. Also darin sind wir mit Fund einverstanden. Wir wollen nur auf die Stelle hinweisen, wo der sittliche Hebel angelegt werden muß. Fund hat sie nicht nur nicht gezeigt, sondern durch seine Deklamationen gegen die herrschenden wirtschaftlichen Anschauungen verschleiert. An diesen Anschauungen ist nichts auszusetzen, denn daran läßt sich im heutigen Weltverkehr schlechterdings nichts ändern, daß jeder beim Warentausch so wohlfeil wie möglich einzukaufen und so teuer wie möglich zu verkaufen streben muß. Beim Tauschgeschäft selbst also läßt sich, abgesehen

von Betrügereien, die desto schwerer auszuführen und desto seltener sind, je stärker die Konkurrenz ist, der sittliche Hebel nicht ansetzen. Nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar kann die Moral den Übeln beikommen. Das Hauptübel besteht darin, daß, weil das Wirtschaftsleben durch eine Notwendigkeit bestimmt und gelenkt zu sein scheint, auf die der menschliche Wille keinen Einfluß hat, und weil die Lage der Menschen weniger von dem Verhalten des einzelnen Menschen dem einzelnen Menschen gegenüber als von Fernwirkungen unbekannter Mächte abhängt, das Gefühl der Verantwortung für die schwächern Glieder der Gesellschaft schwindet, während zugleich die heutigen sozialen Sitten und die Staatseinrichtungen dafür sorgen, daß der Zustand der untern Klassen den obern möglichst verborgen bleibt. Da haben wir nun politische Pastoren nötig — sie brauchen nicht ordinirt zu sein —, die die höhern Klassen mit der Lage der untern bekannt machen und ihnen unausgesetzt predigen: Ihr seid auch bei dem jetzigen Gange der Dinge für diese Lage verantwortlich. Nicht bloß in den Fällen — und sie sind immerhin noch sehr zahlreich —, wo noch der einzelne Mensch dem einzelnen Menschen gegenübersteht, und wo nicht nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage entschieden zu werden braucht, sondern nach Gerechtigkeit und Billigkeit und mit Nächstenliebe verfahren werden kann, z. B. bei der Behandlung der Dienstboten, der Tagelöhner in kleinern Wirtschaften oder bei Bezahlung der kleinen Handwerker; sondern auch in dem großen Gebiete, das wirklich von dem Gesetze des Spiels von Angebot und Nachfrage beherrscht wird, seid ihr verantwortlich! Die Herrschaft dieses Gesetzes muß nicht notwendig verderblich wirken; wo es Unheil anrichtet, da läßt sich dem Verderben durch Koalitionsfreiheit, Arbeiterschutz, Bodenbesitzreform, gesunde Bevölkerungspolitik und alle die andern Mittel begegnen, deren Anwendung von den politischen Pastoren empfohlen zu werden pflegt.



Ernst Curtius



n dem hohen Alter von zweiundachtzig Jahren ist Ernst Curtius aus seinem an Erfolgen und an Ehren reichen Leben abgerufen worden. Seinem Wissen und seinen Interessen nach gehörte er noch zu den universellen Altertumsforschern, wie sie heute nicht mehr gebildet werden. Seit Böckhs und Welckers Tode war er ohne Frage der vielseitigste Vertreter des griechischen Altertums, wie Mommsen unbestritten für den ersten Kenner des römischen gilt. Er war nicht Philolog